

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Friedrich Dönhoff

*Seelust*

*Ein Fall für  
Sebastian Fink*

*Roman*

Diogenes

Umschlagfoto:  
Copyright © Friedrich Dönhoff

*Originalausgabe*  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2013  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
150/13/8/1  
ISBN 978 3 257 30013 0

*Für Lavinia, Jacob und Celeste*



*Es ist dunkel. Die Hand zittert. Der Daumen drückt auf den Knopf der Fernbedienung. Der Bildschirm leuchtet auf.*

*Ein Strand. In der Ferne zieht ein Containerschiff vorbei. Ein Junge mit Mütze schaut gegen die Sonne, lacht und haut mit einer roten Plastikschaufel auf die Sandburg. Das Bild wackelt. Eine Frauenstimme sagt: »Schau mal da!«*

*Der Junge dreht sich um. Ein weißes Kreuzfahrtschiff.*

*»Mit so einem fahren wir irgendwann einmal in die Karibik«, sagt die Stimme eines Mannes.*

*»Oder nach Schweden«, antwortet die Frau.*

*Der Junge versucht, die Schaufel in den Sand zu stecken, was ihm aber nicht gelingt.*

**M**aik Keilenweger knallte die Mappe mit den Unterlagen auf den Schreibtisch. Er war müde, die Sitzungen schafften ihn. Seine Armbanduhr zeigte Viertel nach fünf, eigentlich hätte er sich einen Whisky genehmigen können. Doch Isabelle hasste es, wenn er bei ihr ankam und schon nach Alkohol roch. Er setzte sich in den alten Ledersessel und streckte die Beine aus.

Seine Gedanken gingen zurück zur Sitzung. Was hatte sie nun gebracht? Klar, die Zeiten waren nicht leicht, und die Konkurrenten standen auch nicht viel besser da. Aber für die Reederei Köhn galten eben andere Maßstäbe. Meere und Handelswege sollten vor ihr liegen, nicht andere Reedereien, die ihre Geschäfte besser verstanden. Das war der Maßstab des Seniors gewesen, und der galt noch immer, obwohl Keilenweger bereits vor Jahren die Leitung der Firma übernommen hatte. In der Sitzung hatte er genau das in aller Deutlichkeit gesagt, nachdem Alberto Cruz-Schneider versucht hatte, seine miesen Zahlen für den Bereich Südeuropa schönzureden. Da war Keilenweger der Kragen geplatzt, und er hatte ihn vor versammelter Mannschaft fertiggemacht.

Nein, Spaß gemacht hatte es ihm nicht. Keine dieser Sitzungen machte ihm noch Spaß. Wäre da nicht Pene-

lope gewesen, wäre er womöglich gar nicht mehr hingegangen.

Maik Keilenweger lehnte sich zurück, schloss die Augen und dachte an die Praktikantin. Er ließ sich ihren Namen auf der Zunge zergehen, und mit jeder Silbe stellte er sich vor, wie er sie entblätterte:

Pe – für die Bluse, so eng, als wäre sie aufgemalt.

Ne – für den Büstenhalter aus fast unsichtbarer Spitze.

Lo – für den Rock, der sich um ihren kleinen Arsch schmiegte.

Pe – für den Rest.

Er lockerte gerade seinen Krawattenknoten, als es klopfte.

»Die Personalakte«, sagte die Sekretärin laut flüsternd. »Ich hoffe, Herr Cruz-Schneider hat nichts bemerkt. Er hat so komisch geguckt.«

Typisch die alte Bischof, dachte Keilenweger, immer ängstlich, immer besorgt. »Haben Sie jemals erlebt, dass Cruz nicht komisch guckt?« Er öffnete die Akte, blätterte, nahm ein paar Seiten heraus und steckte sie in seine Ledertasche. Im Augenwinkel sah er, dass die Bischof vorsichtig mit einem Blatt Papier wedelte.

»Hier ist noch etwas«, sagte sie.

Er nahm das Blatt entgegen, und die Sekretärin sagte mit Entrüstung in der Stimme: »Diese Verbrecher wollten in ein Schlauchboot steigen. Man hat Farbe sichergestellt ...«

»Schlauchboot? Farbe?« Keilenweger lachte. »Hören Sie auf!«

Das Papier war ein Fax, ein Flugblatt der Umwelt-



organisation Ökopolis. Keilenweger überflog den Text und stöhnte. Die alte Leier: Schiffe verpesten die Umwelt mehr als Autos und Flugzeuge, bla, bla, bla. Umweltfreundlicherer Treibstoff sollte benutzt werden... danke, auf die Idee sind wir auch schon gekommen. Aber mit teurem Öl gehen die Reedereien pleite, Hunderttausende Arbeitsplätze lösen sich in der sauberen Luft auf. Und dann? – Keilenweger schaute hoch, und Frau Bischof zuckte die Schultern.

Genau so hatte er es den Freizeitaktivisten von Ökopolis gesagt, aber das wollten die natürlich nicht hören. »Umweltfuzzis«, schimpfte Keilenweger, knüllte das Papier zusammen und warf es in den Papierkorb. »Verwöhnt und beschränkt – alle miteinander. War sonst noch was?«

Nachdem die Sekretärin gegangen war, drehte er seinen Sessel um einhundertundachtzig Grad. Er liebte den Blick auf den Hamburger Hafen und die Elbe, die wie ein grandioses Modell vor ihm lagen. Nur gut, dass sie damals mit der Firma in den zwölften Stock des neugebauten Büroturms gezogen waren und nicht auf den Alten gehört hatten, der die neuen Räume lieber in einem der billigeren unteren Geschosse gesehen hätte.

Die neuen Hochhäuser waren erst vor wenigen Jahren zwischen Reeperbahn und Elbe hochgezogen worden und hatten den Stadtteil aufgewertet. Im Ausland und auch in Deutschland dachte man beim Stichwort St. Pauli noch immer in erster Linie an Bordelle und Amüsiermeile. Dabei hatte sich der Stadtteil stark verändert. Die Mieten stiegen seit Jahren kontinuierlich,

alteingesessene Bewohner, kleine Läden und Kneipen mussten St. Pauli verlassen. Die Zeiten änderten sich. Menschen kamen und gingen, Häuser wurden gebaut und wieder abgerissen, alles löste sich irgendwann auf, nur die Elbe floss immer weiter dahin. Maik Keilenweger schaute in die Ferne, in das Blau des beginnenden Abends, und plötzlich durchströmte ihn eine tiefe Melancholie. Er liebte sein Leben. Aber das würde er niemals laut sagen, schon um andere nicht zu provozieren.

Um 18.15 Uhr schritt er über den langen Flur Richtung Ausgang, vorbei an den gläsernen Zellen, in denen die Mitarbeiter sich plötzlich gerade hinsetzten und konzentriert auf die Bildschirme blickten. Gut so. Als er auf den Fahrstuhl wartete und gegen die silbernen Metalltüren starrte, dachte er darüber nach, warum ihn Alberto Cruz-Schneider so ankotzte. Waren es seine schneeweißen Zähne oder dieser dümmliche Stolz, mit dem er seine ausgefallenen Anzüge trug? Seine widerliche glatte Haut, die mit Gel angeklatschte Frisur, oder beides? Statt sich ständig um sein tolles Aussehen zu kümmern, sollte sich der Spanier lieber auf das konzentrieren, wofür er bezahlt wurde. Egal, die Sache würde sich eh bald erledigt haben.

Maik Keilenweger war eben in den Aufzug gestiegen, als plötzlich in der Bauchgegend die Nadeln wieder zustachen, zehnmal, hundertmal in der Sekunde. Er lehnte an die Wand, hielt sich den Bauch. Kalter Schweiß brach ihm aus, rann vom Nacken in den Kragen und den Rücken hinunter. Er krümmte sich. Als der

Aufzug unten angekommen war, hatte es wieder aufgehört, und der Schmerz im Bauch war nur noch wie das ferne Flackern eines abklingenden Gewitters wahrzunehmen. Alles wie beim letzten Mal. Keilenweger atmete tief ein und wieder aus. Er hasste Ärzte, aber in der kommenden Woche würde er wohl doch einen dieser Quacksalber aufsuchen müssen, auch auf die Gefahr hin, dass er sich anhören müsste, er wäre mit zweiundfünfzig ja auch nicht mehr der Jüngste.

Um 18.22 Uhr verließ er mit durchgedrücktem Rücken den Büroturm, in der Hand die Aktentasche, über dem Arm den Sommermantel. Einen Moment blieb er auf dem Vorplatz zwischen den Hochhäusern stehen, um in seinen Körper hineinzuhorchen. Aber da war nur Friede – und ein Gefühl der Dankbarkeit, das sich in ihm wie eine liebliche Droge ausbreitete. Er überlegte, ob er Isabelle nicht ein kleines Geschenk mitbringen sollte. Zum Beispiel ein paar leckere Schweinereien aus dem Feinkostgeschäft? Es wäre außerdem eine schöne Gelegenheit nachzusehen, welche von den süßen Miezzen heute hinterm Tresen bediente.

Sechzehn Minuten später stand er mit einer prall gefüllten Tüte neben seinem Mercedes und zog einen Strafzettel hinter dem Scheibenwischer hervor. Um 18.57 Uhr parkte er bereits in der Großen Elbstraße, nicht weit vom Wasser entfernt. Auf der anderen Seite des Flusses wurde ein Frachter mit Containern beladen. Keilenweger kniff die Augen zusammen und erkannte eines der Schiffe der Reederei Köhn. Als er das Autofenster schließen wollte, vertat er sich im Knopf: Die

Scheibe ging nicht rauf, sondern runter. Kleine rosafarbene Blüten wehten herein und verteilten sich auf den dunkelblauen Ledersitzen. Vergnügt sammelte Keilenweger sie auf.

Dann ging er die schmale Gasse hinauf, begleitet von den Strahlen der tiefstehenden Sonne, die das jahrhundertalte Kopfsteinpflaster mit einem goldenen Schimmer überzog. Er ging mit leichtem Schritt darüber hinweg, nahm fast hüpfend die Stufen hinauf zur Carsten-Redder-Straße.

Als er um 19.05 Uhr in die Buttstraße einbog, erstarrte er. Was machte der denn da? Woher kannte er überhaupt Isabelles Adresse? Keilenweger wollte sich schnell hinter ein parkendes Auto ducken, aber zu spät, ihre Blicke hatten sich schon getroffen. Keilenweger tat, als würde er etwas vom Boden aufheben, und ging mit großen Schritten auf das Haus zu. Das hätte nicht passieren dürfen, dachte er, und er versuchte zu lächeln.

Um kurz vor sieben Uhr fuhr Sebastian in eine Parklücke vor dem Dammtorbahnhof, zog die Handbremse, stellte den Motor ab und sprang aus dem Auto. Er lief quer über den Radweg, kletterte über die halbhohe Absperrung, rannte in das Gebäude und schaute zur Anzeigentafel. Ankunft City Night Line 2168 aus München – Gleis drei. Der Zug hatte zwanzig Minuten Verspätung.

Plötzlich hatte er Zeit. Er ging durch die Halle und bestellte bei der Bäckereiverkäuferin eine heiße Schokolade to go. Die Frau sah ihn ungläubig an, und er wiederholte seinen Wunsch. Mit dem Pappbecher in der Hand schlenderte er in aller Ruhe zur Treppe, die zum Bahnsteig für die Fernzüge führte. Hier oben am Gleis war um die Zeit kein Mensch zu sehen. Erst vergangene Woche, total kurzfristig, hatte Wanda sich angekündigt. Sebastian konnte sich nicht erinnern, wann er sie zum letzten Mal gesehen hatte. Und warum sie nach so vielen Jahren plötzlich nach Hamburg kam, um ihn zu treffen, wusste er auch nicht.

Er warf den Pappbecher in den Mülleimer, schob die Hände in die Hosentaschen und schaute nach oben. Auf den Querstreben unterhalb des gewölbten Dachs

hockten aufgeplusterte Tauben. Das Sonnenlicht fiel durch die riesigen Fenster und brachte den hellen Sandstein zum Leuchten. Der Dammtorbahnhof war der schönste Bahnhof von Hamburg. Vor hundert Jahren gab es hier sogar noch ein Extragleis für den Kaiser.

Die Zugbremsen kreischten, Sebastian trat einen Schritt zurück und ließ die Reisenden vorbei, die nacheinander aus den schmalen Türen stiegen. Viele waren es nicht, die meisten waren, wie immer, schon am Hauptbahnhof ausgestiegen. Er erkannte niemanden. Erst als der Bahnsteig schon fast leer war, sah er ganz am Ende eine zierliche Person, die sich über zwei Taschen bückte. Er ging ihr entgegen.

Sie trug einen Trenchcoat, darunter eine weiße Bluse mit offenem Kragen, eine dunkle Hose und Turnschuhe. Sebastian grinste: Es war dieselbe Marke, die er auch trug. Die Falten in Wandas braungebranntem Gesicht waren ihm früher nicht aufgefallen. Ihre blauen Augen musterten ihn. »Du bist groß geworden«, sagte sie.

Er lachte. »Und du hast dich nicht verändert.«

Dann umarmten sie sich. Er nahm ihr eine Tasche ab, die kleinere wollte sie selber tragen. Als sie nebeneinander hergingen, dachte er, dass seine Großmutter kleiner und zierlicher war, als er sie in Erinnerung hatte. »Wie war die Fahrt?«, fragte er.

»Ich habe die halbe Nacht im leeren Speisewagen gesessen und hinausgeschaut.«

Er schob ihre Gepäckstücke in den kleinen Kofferraum zwischen seine Joggingschuhe und die Sporttasche. Als er die Klappe schloss, schepperte die Ablage.

»Danke«, sagte Wanda, als sie im Auto saßen.

»Wofür?«

»Na, dass du mich abholst.«

»Ist doch selbstverständlich«, sagte er. Aber was war in seiner Familie schon selbstverständlich?

Sie fuhren Richtung Alster, und der Verkehr auf der Alsterglaxis floss zäh. »Wie lange bleibst du?«, fragte er, blinkte und wechselte die Spur. »Besuchst du Mama und Papa?«

»Ich dachte, ich miete in den nächsten Tagen ein Auto und fahre mal rüber nach Lübeck.«

Er lauschte nach einem Unterton und schaute zu ihr hinüber, um ihr Gesicht zu sehen, aber da war nichts. »Du solltest dich anschnallen«, sagte er.

Wanda winkte ab: »Ich schnalle mich nie an.«

»Das sage ich nicht nur, weil ich Polizist bin.«

Umständlich zog Wanda am Gurt. Sie hatte ihn gerade eingesteckt, da kamen sie in einen Stau. Im Schrittempo fuhren sie über die Kennedybrücke, eine der beiden Brücken, die die Binnen- von der Außenalster trennte. Vor den prächtigen Häuserfassaden am Jungfernstieg schoss die Fontäne in die Höhe.

Das Hotel Selbach in Stadtteil Uhlenhorst war eine kleine Villa. Wanda hatte sich für das Haus entschieden, weil die Alster ganz in der Nähe war, und ihr Zimmer übers Internet gebucht. Sie verabredeten, dass Wanda sich kurz frischmache und sie dann gemeinsam in einem der Cafés am Wasser frühstücken würden.

Der Rezeptionist, ein junger Typ mit streng gescheiteltem Haar, schaute auf seinen Bildschirm, bewegte

kaum merklich seinen Kopf, zog die Augenbrauen nach oben, dann die Mundwinkel nach unten. Dann stellte er fest, dass für Dr. Wanda Kellermann bedauerlicherweise keine Reservierung vorläge. Sie hätte die Internetbuchung bestätigen müssen. Er bot an, sich bei anderen Hotels nach einem freien Zimmer zu erkundigen, aber weil Messe sei, würde es nicht einfach werden.

Wanda drehte sich seufzend zu Sebastian um und sagte: »Das tut mir leid, dass ich jetzt so viele Umstände mache.«

In dem Moment vibrierte sein Handy in der Hosentasche. Er schaute auf das Display, entschuldigte sich und ging ein paar Schritte zum Fenster, wo er zwischen Klubsesseln und Grünpflanzen das Gespräch annahm.

»Ich hoffe, du hast gut geschlafen«, sagte Jens.

»Ich muss mich gerade um meine Großmutter kümmern. Was gibt's?«

»Einen Toten.«

»Wo?«

»Buttstraße, beim Fischmarkt.«

Sebastian schaute zum Rezeptionisten rüber, der den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt hatte. Wanda lehnte an der Theke. Sie sah müde aus.

»Ich bin gleich da«, sagte Sebastian.

Er ging zurück zu seiner Großmutter und legte einen Arm um ihre Schulter. »Du wohnst heute bei mir«, sagte er. »Nimm ein Taxi und lass dir das Gepäck hochbringen. Hier«, er legte ihr seinen Wohnungsschlüssel auf die Theke, »ich melde mich, sobald ich kann.«